

MANGOLDT, Ursula von: *Östliche und westliche Meditation*. Einführung und Abgrenzung. Reihe: Doppelpunkt. München 1977: Kösel-Verlag. 102 S., kart., DM 12,—.

„Die heutige Zuwendung des Westens zur Meditation und die oft wahllose Übernahme der verschiedenen Weisen und Methoden sind auf eine echte Sehnsucht des Abendländers zurückzuführen, die er mit materiellen Hilfen nicht zur Ruhe bringen kann“ (S. 46). Die Autorin versucht darzulegen, warum die Meditationsweisen des Brahmanismus, Hinduismus und Buddhismus nicht so einfach von dem abendländischen Menschen übernommen werden dürfen. Der Abendländer soll sich vielmehr „auf sein geistiges Erbe und seine religiösen Wurzeln besinnen, damit die Übernahme einer fremden Spiritualität nicht das eigene Fundament untergräbt“ (S. 7). Die westliche (christliche) Meditation „unterscheidet sich von allen anderen Meditationsweisen durch die Gewißheit des Glaubens an den persönlichen Gott, den Jesus Christus geoffenbart hat. Sie setzt ein ganz bestimmtes Verhältnis zu Gott voraus“ (S. 49f). Zu dieser notwendigen Feststellung kommt Verfasserin, nachdem sie das Wesentliche der östlichen Meditation in den drei schon erwähnten „Religionen“ dargelegt und mit den Hauptmerkmalen unserer christlichen Meditation verglichen hat.

Frau von Mangoldt anerkennt zwar, daß Übungen aus dem fernen Osten (Lotussitz, das Schweigen, die Atmung) von uns zur Vorbereitung für die christliche Meditation übernommen werden können, betont aber gleichzeitig, daß es letztlich „nur Brücken“ sind, „die den Christen zu seinem Ziel hinführen sollen, zur Begegnung mit Gott. Ist dies erreicht, können die Brücken wieder abgebrochen werden“ (S. 51). Bevor die Verfasserin zusammenfassend nochmals die wesentlichen Unterschiede zwischen östlicher und westlicher Meditation nennt, legt sie einige typisch-christliche Meditationsweisen dar (Natur-, Schöpfungs-, Existenz-, Bildmeditation . . .). Sie sollen deutlich hinweisen auf die genannten Unterschiede.

Das Buch ist jedem zu empfehlen, der für sich persönlich mit Hilfe östlicher Methoden christlich meditieren will oder auch anderen dabei behilflich sein möchte. Nach der Fülle von Werken, die in den letzten Jahren kritiklos östliche Meditationsmethoden empfahlen, eine begrüßens- und empfehlenswerte Neuerscheinung. E. Schockaert

LUBICH, Chiara: *Einheit als Lebensstil*. München 1977: Verlag Neue Stadt. 88 S., kart., DM 7,20.

Chiara Lubich, Gründerin der 1943 in Trient entstandenen, weltweiten Fokolarebewegung, legt in diesem Buch „Einheit als Lebensstil“ die Grundzüge dieser Bewegung dar. Diese entspringen nicht einer theoretischen Synthese biblischer Aussagen oder ihrer willkürlichen Auswahl, sondern sind auf dem Hintergrund gemeinsam gelebten Evangeliums entstanden. So sagt denn auch der Prior von Taizé, Roger Schütz, in seinem Vorwort über Chiara Lubich, daß sie ihm „eine Seite geöffneten Evangeliums“ sei (S. 5). Zunächst gibt die Autorin eine kurze Darstellung der Geschichte dieser Bewegung. Dabei wird jedoch deutlich, daß es sich um mehr als einen bloßen Abriss der Geschichte handelt. Jede Zeile läßt den Leser erahnen, daß dahinter die persönliche Antwort von Gott berufener Menschen steht. Bald schon wurde aus diesen Anfängen in den Trümmern des zerbombten Trient ein Weg für viele, die Gott suchten und von ihm ergriffen wurden. Von diesem Leben fühlen sich heute Laien, Priester, Ordensleute, evangelische, orthodoxe und anglikanische Christen, Schwarze und Weiße, Asiaten und Europäer, Christen und Nichtchristen in gleicher Weise angezogen und haben darin eine gemeinsame Heimat gefunden. Was man als Programm dieser Bewegung bezeichnen könnte: „daß alle eins sein werden“ (Joh. 17,21), ist, so wird in diesem Buch deutlich, für viele schon Wirklichkeit geworden. Fragt man nach den Gründen für diese rasche Ausbreitung, so wird man in diesem Buch allein auf Gott verwiesen. Er ist es, der diese Einheit an jedem Ort wirkt, „wo zwei oder drei“ in seinem Namen versammelt sind. Dazu, so die Autorin, bedarf es nicht besonderer Menschen, nein, jede Gruppe kann diese Erfahrung machen, die sich allein für Gott entscheidet und nach seinem Willen zu leben sucht.

Am Anfang der Bewegung steht Gott, der die Liebe ist, wie es im zweiten Kapitel heißt. Mit Selbstverständlichkeit folgte für die ersten Fokolarinnen aus dieser Erfahrung, daß sie durch ihre Gegenliebe eine Antwort darauf geben mußten. So suchten sie ständig mit Gott verbunden zu sein. Sie fanden ihn besonders in der täglichen Eucharistie, in den Menschen, denen sie ihre Liebe schenkten, in der Einheit mit den kirchlichen Oberen und in der Frucht der gegenseitigen Liebe unter ihnen.

Sie verstanden dann, Gott lieben heißt seinen Willen tun. Im dritten Kapitel zeigt Chiara Lubich, wie sie versuchten, „verwirklichter Wille Gottes zu sein“, indem sie Augenblick für Augenblick aus seinem Wort handelten (S. 31).



Das vierte Kapitel geht auf das Grundgesetz christlichen Zusammenlebens ein: die gegenseitige Liebe (Joh. 13,24). Dies meint die ständige Bereitschaft, so füreinander einzutreten, daß jeder auch bereit ist, für den anderen sein Leben zu geben, und als Konsequenz die totale Gütergemeinschaft, besonders auch die geistige, die nicht zuletzt im Austausch der Erfahrungen mit dem gelebten Evangelium besteht. Diesem Austausch dienen auch die jährlichen Versammlungen, Mariapolis (Städte Mariens) genannt, die sie im folgenden beschreibt. Der Name dieser Treffen weist uns auf einen weiteren Aspekt der Bewegung hin. Sie versteht sich als „Werk Mariens“ und will der heutigen Welt wie Maria Christus, die Quelle der Einheit, bringen, selber aber nur Magd des Herrn sein.

Im nächsten Kapitel spricht die Autorin von „Jesus dem Verlassenen“ als einer entscheidenden Entdeckung ihres Lebens. Wie das Christentum allgemein, so ist auch diese Bewegung „ein Geheimnis von Liebe und Schmerz“, wie sie selbst schreibt (S. 53). Der Satz Jesu am Kreuz (Mk. 15,34) war ihnen in dunklen Stunden des Scheiterns, der menschlichen Schwäche, Einsamkeit und inneren Trockenheit eine Art Durchbruch. Denn Christus hatte dies alles in viel schrecklicherer Weise durchlitten. Sie entdeckten nun seine Gegenwart in jedem kleinen Schmerz, in jeder Situation, die eine innere Überwindung verlangte. So gelang es ihnen, durch diesen Blick auf Jesus immer wieder auch diese Situationen des Kreuzes durchzutragen und Gottes Liebe dahinter zu sehen, auch in ausweglos scheinenden Situationen wie Krankheit und Tod.

In einem weiteren Kapitel kommt sie auf eine konkrete Übung dieses Lebens nach dem Evangelium zu sprechen, dem sog. „Wort des Lebens“. Jede Woche nahmen sie ein Wort aus der Schrift, schrieben eine kurze Erklärung dazu, die sie dem Bischof zur Bestätigung vorlegten, und begannen, dieses Wort im Alltag zu leben. Dies war für sie ein Training, um immer mehr Gottes Willen zu vernehmen und Augenblick für Augenblick zu praktizieren. Im letzten Kapitel befaßt sich die Autorin mit der Frucht dieses Lebens, „Jesus in der Mitte“, wie sie sagt. Dies ist eine Kernerfahrung eines jeden Fokolars und jeder Gruppe, die so zu leben versucht, gemäß dem Wort: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen“ (Mt. 18,20).

Angesichts solch dichter Erfahrung mit Gott erscheint es nicht verwunderlich, daß die Gründerin im April dieses Jahres mit dem Templeton-Preis „Zur Förderung der Religion“ ausgezeichnet wurde, weil sie, wie es in der Begründung heißt, „durch ihre Bewegung zahllosen Menschen der verschiedensten Glaubensrichtungen gezeigt habe, daß ein auf der Liebe aufgebautes Leben keine Utopie ist und dazu ermutigt habe, echte Gemeinschaften zu bilden und einander im Geist der Hochherzigkeit zu dienen“.

So scheint mir denn auch dieses Büchlein nicht nur eine interessante Information über das innere Leben dieser Bewegung zu geben, sondern den Leser geradezu zu ermuntern, selbst in dieses „göttliche Abenteuer“, wie eine Meditation von Chiara Lubich überschrieben ist, miteinzusteigen. Geht es doch um nichts weniger als um Gott und seine spürbare Gegenwart unter uns. Das Buch kann auch eine Anregung sein, einmal näher mit dieser Bewegung Kontakt zu suchen, um durch sie Gott näher zu kommen, seinen Glauben zu vertiefen und seinen Lebenssinn darin zu finden, für die Verwirklichung der Bitte Jesu an den Vater im hohenpriesterlichen Gebet zu arbeiten: „daß alle eins sein werden“ (Joh. 17,21). P. Hitzelberger

**SPAEMANN, Heinrich:** *Wiederentdeckungen. Sabbat — Arkandisziplin — Kirche der „armen“ Mittel. Reihe: Theologie und Leben 40.* Freising 1977: Kyrios-Verlag. 56 S., kart., DM 6,—.

Heinrich Spaemann meditiert über Themen des christlichen Lebens, die in unseren Tagen wieder stärker in den Blickpunkt gerückt sind. Er lädt den Leser ein, mit ihm diesen Fragen nachzugehen.

Das erste Thema befaßt sich mit der Bedeutung des Sonntags. Am siebten Tag der Woche soll der Christ ganz „unter der Anziehung des auferstandenen Christus leben, im Gravitationsfeld der kommenden Welt“ (S. 15).

Der Autor gibt weiter zehn Ratschläge für eine gute Feier des Sonntags: ihn am Vorabend beginnen, nur in Not soll gearbeitet werden, die Messe feiern „als Einübung in den ganzen Tag als ‚heilige Sphäre‘“ (S. 17), die Welt und die Nächsten Geschenk sein lassen, usw.

Der Ruf Gottes und des Menschen Antwort ist das folgende Thema. Um den Ruf Gottes hören zu können, soll der Mensch das Kind in sich nicht ausschalten. Wie ein Kind auf andere angewiesen ist, bedürftig, erwartend, offenstehend für Hilfe, so soll auch der erwachsene Mensch angewiesen sein auf Gott und nicht alles selbst machen und dirigieren wollen, so daß er am Ende auf niemanden mehr angewiesen ist.